

Ein halblinker Kulturkonservativer : Versuch über Jean Améry

Autor(en): **Pulver, Elsbeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **52 (1972-1973)**

Heft 5

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162759>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ELSBETH PULVER

Ein halblinker Kulturkonservativer

Versuch über Jean Améry

«*Mich gibt es nicht.*»

Geboren 1912 in Österreich; die Jugendjahre bestimmt durch romantische Naturschwärmerei, dann, im Gegensatz dazu, durch die philosophische Schule der Positivisten; 1938 Flucht vor der Rassenverfolgung nach Holland, Frankreich, Belgien; dort Verhaftung als Mitglied einer Widerstandsgruppe, zwei Jahre KZ Auschwitz. Nach Kriegsende die entscheidende geistige Begegnung mit dem Werk Sartres, von da an publizistische Tätigkeit in französischer Sprache; Wohnsitz bleibt Belgien. Später zunächst zögernde, dann kontinuierliche Kontakte mit Deutschland; Essays und Bücher in deutscher Sprache, aber weiterhin unter dem angenommenen französischen Namen.

So etwa lesen sich in Stichworten die Lebensdaten Jean Amérys. In diesem Jahre wird er sechzig Jahre alt. Nicht der Zufall der Jahreszahl, vielmehr Bedeutung und unverwechselbare Eigenart dieses schriftstellerischen Werkes sind Anlass dieses Versuchs – eines Werkes, bei dem schon auffällt, dass sich seine zentralen Publikationen in den engsten zeitlichen Rahmen, nämlich den eines halben Jahrzehnts, drängen lassen: 1966 erschien unter dem Titel *Jenseits von Schuld und Sühne* die Darstellung der KZ-Zeit, 1969 der Essayband *Über das Alter*, 1971 dann, ein literarischer Höhepunkt, die *Unmeisterlichen Wanderjahre* und wenig später, nicht ganz in diese Reihe gehörend, die *Widersprüche*, eine Sammlung bereits publizierter politisch-kultureller Aufsätze. Wenn nichts ausserdem, wäre schon die Konzentration dieses im Wortsinn unvergleichlichen schriftstellerischen Werks Anlass zu einem bedenkenden Rückblick. Es gibt aber genug andere Gründe dafür.

Nicht heimisch werden in der Welt

Als 1966 das Buch *Jenseits von Schuld und Sühne*, eine Darstellung und Analyse seiner KZ-Zeit, erschien, war noch die Vermutung möglich, dies könnte das einzige Werk des Autors bleiben: geschrieben zwar aus grossem zeitlichem Abstand, dennoch unter dem Druck einer unmenschlichen Erfahrung, Gestaltung einer Realität, die das dem Menschen Zumutbare über-

steigt und ihm doch – und in welchem Ausmass! – immer wieder zugemutet wurde; entsetzliches und gültiges Dokument einer Epoche, das bleiben und späteren Generationen ohne Pathos, ohne Verschönerung und ohne falsche Generalisierung die Geschichte unserer Zeit dozieren wird¹.

Dass es nicht das einzige, sondern das erste einer Reihe sein würde, ist heute evident, wenn man es wiederliest und erkennt, wie sehr die gedanklichen Motive, die später weiterentwickelt wurden, hier bereits enthalten sind. Da ist Amérys Tendenz – sein Zwang! –, die Dinge bis in ihre letzte Konsequenz zu durchdenken, ohne Mitleid mit sich selbst, ohne Schonung auch des Lesers. Und auch das ist sich gleich geblieben: im ersten wie in den späteren Büchern ist das Ich Ausgangspunkt der Erkenntnis, aber ohne jeden Narzissmus: immer ist die Distanz des Autors zu seinem Ich fühlbar, dessen Erfahrungen er doch weder verbergen noch widerlegen kann. Eine durch Meditation gebrochene persönliche Konfession nennt er selber sein Buch: das kann für sein ganzes Werk gelten, wobei manchmal das Element der Meditation, manchmal das einer bei aller Ehrlichkeit vieles, gerade Privates verschweigenden Konfession eine grössere Rolle spielt.

Und nicht nur vorhanden, nicht nur angetönt, sondern bereits dominierend ist das Grundthema Amérys: die Erfahrung der Fremdheit in der Welt wie auch der Selbstentfremdung, der Heimatlosigkeit in jedem Sinn. Am radikalsten formuliert, weil in der Erfahrung des Unerträglichen, wahrhaft einer Grenzsituation, verankert findet es sich im Kapitel über die Tortur. Améry schreibt:

«Wer der Folter erlag, kann nicht mehr heimisch werden in der Welt. Die Schmach der Vernichtung lässt sich nicht austilgen. Das zum Teil schon mit dem ersten Schlag, in vollem Umfang aber schliesslich in der Tortur eingestürzte Weltvertrauen wird nicht wiedergewonnen. Dass der Mitmensch als Gegenmensch erfahren wurde, bleibt als gestauter Schrecken im Gefolterten liegen: Darüber blickt keiner hinaus in eine Welt, in der das Prinzip Hoffnung herrscht.»

Das ist eine unerbittliche Formulierung, die nicht mit sich reden lässt: geschrieben zwanzig Jahre nach Kriegsende, ist es die Feststellung von einem, der Bescheid weiss, für den die Zeit keinerlei heilende Wirkung besitzt. Folgerichtig fragt denn auch das folgende Kapitel, verallgemeinernd, aber immer noch von der eigenen Erfahrung ausgehend: «Wieviel Heimat braucht der Mensch?» Améry scheut nicht davor zurück, so gefühlsschwere Vokabeln wie «Heimat» zu brauchen; sie haben bei ihm nichts Sentimentales, da sie gebraucht werden von einem, der den radikalsten Heimatverlust erlitt: als Exilierter, der vertrieben wird, weil er Jude ist – und der doch, ohne religiöse Bindung an sein Volk, Jude ist nur durch das Faktum der Verfolgung. Er hat mit der Heimat das ihm Vertraute

verloren (und kann es nicht wiedergewinnen, da die Erfahrung der damaligen Ausstossung unauslöschlich bleibt), und damit auch einen Teil seiner selbst. Heimatverlust heisst also auch Selbstentfremdung.

Ein besonders hellhöriger Leser hätte bereits hier das Thema des zweiten Buches vorausahnen können. «Es altert sich schlecht im Exil», steht, längere Ausführungen zusammenfassend, am Ende des Heimat-Kapitels. *Über das Altern. Revolte und Resignation* heisst der Titel des zweiten Werkes, das, zwar thematisch und stilistisch vom ersten sehr verschieden, das Fremdheitsthema wiederaufnimmt und variiert². Wenn «Jenseits von Schuld und Sühne» die Isolierung dessen beschreibt, der gewaltsam aus dem Kreis des Menschlichen ausgeschlossen wurde, so definiert das zweite Buch die Situation dessen, der sich desto mehr der Welt und sich selbst entfremdet fühlt, je näher er dem Tode kommt. Eine Grenzerfahrung in beiden Fällen: eine durch die Geschichte als einem Folterknecht der Menschheit über eine einzelne, wenngleich riesige Gruppe verhängte im ersten, als unabwendbares, alle betreffendes biologisches Geschick im zweiten Fall. Auch im zweiten Fall ist die Darstellung gnadelos, in die letzte Konsequenz drängend. Da ist nichts zu hören von Trost, nichts von der Gelassenheit und Weisheit des Alters, nichts von der Möglichkeit, die Zeit zu betrügen durch Jungbleibenwollen und Anpassung ans Zeitgemässe, nichts von der Idylle des Lebensabends. Unheimlich früh setzt Améry das Alter an (er sieht die ersten Anzeichen mit vierzig), lang lässt er es dauern, als eine sich steigernde Erfahrung der Irreversibilität der Zeit, des Nie-wieder, des Zu-spät, als eine Gegend der unruhigen Todesnähe.

Die ganze Härte seiner Darstellung wird einem wohl erst dann ganz bewusst, wenn man sie mit Simone de Beauvoirs umfangreicher Darstellung «De la Vieillesse» vergleicht, die, obgleich reich an Darstellungen dunkler Altersschicksale, doch Hoffnung auf Veränderung lässt: durch Umgestaltung, Vermenschlichung unserer Gesellschaft, die mit ihrem Leistungsdenken dem Alternden keinen menschenwürdigen Raum lässt.

Zwar heisst der Untertitel von Amérys Buch «Revolte und Resignation». Dem Leser mag aber scheinen, nur Resignation gebe den Ton an. An Revolte im Sinne der Auflehnung gegen das Fatum des Alterns ist kein Anklang: das Wort erhält bei Améry einen andern, von Sartre bestimmten, jedoch persönlich geformten, fast tragischen Sinn: die Revolte kann nur darin bestehen, das Unabänderliche zu akzeptieren, ohne sich davon zerstören zu lassen. In kurzen, auf Paradoxie aufgebauten Sätzen heisst das:

«Der Alternde ist, wie die Gesellschaft das verordnet: was er ist, ein Nichts, und eben in der Anerkenntnis des Nicht-Seins noch ein Etwas. Er macht die Negation durch den Blick der anderen zu seiner Sache und erhebt sich gegen sie. Er lässt sich ein auf ein unableistbares Unternehmen. Das ist seine Chance und ist, vielleicht, die einzige Möglichkeit, wahrhaft in Würde zu altern.»

Über das Formuliert oder auch nur Angedeutete hinaus aber manifestiert sich die Revolte darin, dass das Buch überhaupt geschrieben wurde. Mit dieser Feststellung kommen wir – spät genug – zur Spannung des Widersprüchlichen, ohne die Améry überhaupt undenkbar ist, und die hier darin besteht: dass ausgerechnet Améry das Alter beschreibt als ein Hinaustreten aus der Welt, als Ende, als Annäherung an den Tod – im Augenblick, da er zu einem Spätwerk von höchster Eigenart ansetzt; dass er vom Fremdwerden in der Zeit spricht (überzeugend und erschütternd), im Augenblick, da das Echo, das eben diese Zeit ihm gibt, beweist, dass er ihr zwar vielleicht in ihren lautesten Tendenzen, aber sicher nicht in ihrem Ganzen fremd geworden ist.

Sein Stil zeigt jedenfalls nichts von Niedergang, nichts von jener abstrahierenden Sprödigkeit, die gelegentlich einen literarischen Spätstil kennzeichnet – er beweist im Gegenteil eine auffallende Steigerung der Differenziertheit und des Reichtums. Es ist, wie wenn Améry, vom Druck des Entsetzlichen, das «Jenseits von Schuld und Sühne» bestimmte, losgelassen, eine neue, manchmal fast spielerische Freiheit gewonnen hätte. Ein Beispiel dafür: Wenngleich Améry auch im Buch über das Altern von seiner eigenen Erfahrung ausgeht, verwendet er nur selten die Ichform. Sonst schiebt er die Chiffre A vor. A: das ist der erste Buchstabe des Alphabets, auch des Wortes «Altern» – aber auch seines eigenen Namens. A: das ist irgendeiner, irgendein Alternder, bald Mann, bald Frau, bald vom Verfasser entfernt, bald fast mit ihm identisch. Schon durch diese schillernde, wechselnde Figur, die sich immer wieder für Augenblicke zu einem individuellen Profil präzisiert, gerät das Buch, ob mit oder ohne Willen des Verfassers, in die Nähe des Poetischen. Dass dieser spielerischen Freiheit im Umgang mit sich selbst auch unheimliche Züge eigen sind, davon wird allerdings gleich die Rede sein müssen.

Fragen und Gegenfragen

Unmeisterliche Wanderjahre nennt sich das folgende Buch Amérys: in Anspielung auf die klassische Tradition und zugleich in ironischer Distanzierung zu ihr; dem Namen zum Trotz ist es in der bereits angedeuteten Widersprüchlichkeit sein Meisterwerk geworden³. Es enthält Erinnerungen an vier Jahrzehnte seines Lebens, unter Auslassung dessen, was in den ersten Büchern bereits gestaltet worden ist.

Soll man es wirklich als Memoirenwerk bezeichnen, als die Memoiren eines Heimatlosen, der ein engagierter Zeitgenosse war in jeder Epoche und doch in jeder ein Fremder und ausserhalb? Memoiren – ja, wenn man

bereit ist, eine völlige Neukonzeption dieser Gattung zu akzeptieren. Erinnern brauche Abendlicht, sagte einmal Carl Jacob Burckhardt, der vielleicht bedeutendste Verfasser von Memoiren, den unser Jahrhundert aufzuweisen hat. In verhältnismässig späten Lebensjahren sind alle Bücher Amérys geschrieben, aber nicht in ruhigem Abendlicht, eher unter gewittriger Beleuchtung. Unruhe und Müdigkeit, Auflehnung und Resignation geben den Ton an.

Von einem unbestimmten, wechselnden A war im Buch über das Altern die Rede. Im neuen Buch spricht Améry unverkennbar und unverborgenen von sich selber – aber er nennt sich, in unvermitteltem, oft schwer durchschaubarem Wechsel bald Ich, bald Er, bald Du. Und das ist keine blosser Anleihe beim raschen Perspektivenwechsel der heutigen Literatur, es spiegelt sich darin eine fast beängstigende Fähigkeit, Standort zu wechseln, in der Betrachtung der Welt und in der Betrachtung seiner selbst. Améry erzählt von sich als einem Ich und bekennt sich dazu, dass die Wahrheit, die er geben will, immer eine subjektive ist; doch steht er zu diesem Ich in keinem ungebrochenen Verhältnis, er kann sich selbst zu einem entfernten, von aussen beobachteten Er werden – oder dann, in erschreckender Persönlichkeitsspaltung, zu einem Gegenüber, das er als Du anreden muss. Der rasche Wechsel, den man im Buch über das Alter etwas unsicher als ästhetischen Reiz geniessen konnte, zeigt hier seine Unheimlichkeiten; das Thema der Selbstentfremdung ist sprachliche Form geworden.

Ist die so stark ausgeprägte Neigung, die Dinge von allen Seiten zu sehen, das Resultat der langen dialektischen Schulung des Linksintellektuellen Améry? Wenn Dialektik, dann auf die Spitze getriebene, manchmal fast Rabulistik: ein Zwang, keinen Gesichtspunkt, keinen Einwand auszulassen, keinen Zweifel, keine mögliche Gegenfrage zu verschweigen. Dialektik also nicht nur als Denkmethode, sondern als gelebter – oft schmerzhafter, immer unbequemer Prozess. Und (das ist nicht selbstverständlich) verbunden mit einem aufs feinste differenzierenden Stil.

Améry stellt dar – aber nicht in ruhigem Verweilen, sondern indem er die Vergangenheit befragt und misst an der Gegenwart; er hält Gericht über sich selbst, über den unsicheren, tastenden Jüngling, der er war; er tut es aus der Sicht der Gegenwart, aus der Sicht gewonnener Erfahrungen, aber auch aus der Sicht der gegenwärtigen selbstsicheren Jugend, die stark ist in kritischer Reflexion und sozialer Forderung, aber «unbelastet von Erlebens-Verständnis».

Jedoch es bleibt nicht beim Gericht der Gegenwart über die Vergangenheit, beispielsweise über den «blinden tumben petit bourgeois», der er war, dessen Naturschwärmerei sich, gesehen von der Reflexionstreppe heutiger Linksintellektueller, ausnimmt als Flucht vor der Wirklichkeit.

Unversehens setzt sich der Angegriffene zur Wehr, setzt sich vielmehr der Ältere, Erfahrene, der er geworden ist, zur Wehr, indem er mit Entschiedenheit zurückfragt und die Urteilenden in Frage stellt. Was wir hören – und das dürfte ziemlich einmalig sein – ist ein unablässiges Streitgespräch zwischen den Zeiten. Manchmal scheint die Vergangenheit erdrückt zu werden von dem besseren Wissen und der grösseren Bewusstheit der Gegenwart, aber dann erhebt sich die aus der Vergangenheit gewonnene Erfahrung und wird zum Richter über die Gegenwart.

Ein Beispiel. Améry denkt an seine erste, überwältigende Begegnung mit einem demokratischen Land, in dem die Polizei verhältnismässig höflich war, auf jeden Fall nicht mit Knüppeln drohte, die Opposition sich artikulieren, der Flüchtling bleiben konnte. Marxistische Theorie der damaligen wie der heutigen Zeit will ihm freilich weismachen, das Land, das er als freiheitlich betrachte, sei nur eine «formale Demokratie der repressiven Toleranz», gar schon faschistoid. Aber er redet zurück, hält fest am Unterschied zwischen den von ihm in ihrer Realität erlebten Staatsformen und belehrt seine Belehrer mit sicherer Stimme:

«Man muss das freilich im Fleische erfahren haben: hier die bürgerliche Demokratie – die denn in Gottes Namen und der Einfachheit halber als solche benannt sei, und dort der Faschismus. Hat man sie aber unmittelbar als Alltäglichkeit erlebt, was soll einem dann der verwischende Begriff «faschistoid», der beide, Faschismus und Demokratie, entgrenzt... Der Faschist ist da oder nicht.»

«Der Faschist ist da oder nicht» – das ist eine ungewohnte, deutliche Sprache bei einem, der von sich mit Grund sagen kann, er sei immer «links ausgeschritten». Sie wird ihm von der Linken wenig Lob einbringen, dafür vielleicht den Beifall jener, mit denen er nichts gemeinsam haben will, jener, die nach Ruhe und Ordnung schreien. Fremdheit scheint wirklich sein Los zu sein.

Einen halblinken Kulturkonservativen hat er sich einmal genannt. Das ist eine Formulierung, die alle Gruppengeborgenheit ausschliesst. Was soll schon halblink heissen, und was heisst, in Verbindung damit, kulturkonservativ? Eine Position der Kontradiktionen und der Einsamkeit ist damit angegeben, das Geschick dessen festgelegt, für den es in der Epoche keine Entsprechung zu geben scheint. Unerbittlich hat er diese Tatsache festgehalten in dem bitteren Satz: «Mich gibt es nicht.»

Was er damit meint, wird vielleicht am deutlichsten im letzten, von Resignation bestimmten Kapitel des Buches. Das Fremdwerden in der Gegenwart ist sein Thema, Erlahmen der Teilnahme, wie er es im Buch über das Altern beschrieben. Doch gelangen wir erneut ins Widersprüchliche: gerade dieses schwerblütige Kapitel stellt einen stilistischen Höhepunkt im Werk Amérys dar. Die geistige Standortbestimmung wird zur

Analyse der Epoche, Frage und Gegenfrage, fast trennungslos ineinander-übergehend, verunsichern und erhellen zugleich; die Sprache ist gesättigt von Bildern und Klängen, auch Paraphrasen aus Gelesenem wirken nicht als Bildungsgut, sondern als Farbe und Ton.

Aus der Erfahrung von jahrzehntelang intensiv gelebter Zeitgenossenschaft setzt er sich mit dem Geist des letzten Jahrzehnts auseinander. Er nennt ihn «Strukturalismus» und meint damit nicht nur die unter diesem Namen laufende wissenschaftliche Methode, die den Menschen als bloße Manifestation von Strukturen wertet, sondern sieht in der Methode den Ausdruck einer Epoche, in der durch die fortschreitende Bürokratisierung und Technisierung der Mensch sich tatsächlich mehr und mehr der Nummer annähert. Der so verstandene Strukturalismus ist aber nichts anderes als der eigentliche Widersacher von Amérys geistiger Existenz. Im Wortsinne ist er selber ja in seiner Kz-Zeit zur Nummer geworden, ausgelöscht als Individuum: jetzt schreckt er vor einem Zeitgeist zurück, der wenig Bedenken zeigt, den Menschen auf eine humane Weise als Individuum aufzugeben.

Was er in der Gegenwart vermisst, das besitzt er selber ja in hohem Masse: die Gabe, Menschen zu sehen, Figuren zu zeichnen. Auch wenn die essayistische Form ihm kaum je erlaubt, ein Porträt voll auszuführen (die einzige Ausnahme stellt vielleicht die Erinnerung an Sartre dar), ist da immer wieder ein Profil, rasch auftauchend, eine Skizze, eine Andeutung auch nur, ein Name manchmal, der durch zwei, drei beigefügte Wörter ein Gesicht erhält. Das ist Stil gewordener Widerspruch, Gegenbild zu dem, was er in der Epoche ablehnt.

Er schreibt hier gegen den Geist der Zeit – aber (um nun die Verwirrung der Gegensätzlichkeiten vollständig zu machen) nicht ohne seine Infragestellung wiederum in Frage zu stellen. Die Epoche, wiewohl kritisiert, hat immer noch die Kraft, ihn unsicher und nachdenklich zu machen. Ist etwa sein Interesse für den Menschen «in seiner bemitleidenswerten Kreatürlichkeit» nur verkapptes Selbstmitleid? Ist er, der Gegner des Strukturalismus, vielleicht doch der eigentliche Strukturalist, das heisst Ausdruck längst versteinerter bürgerlicher Denkstrukturen?

Und wer hat recht: Améry gegen die Epoche oder die Epoche gegen ihn? An drei Stellen, in einem eigenartigen Crescendo, wiederholt er den Satz, der rhetorisch klingt und doch wörtlich genommen werden muss: «Dass irgendwer mir beistehe – ich weiss es nicht», und er fügt, das ironische Pathos abdämpfend, beim drittenmal ernüchternd bei: «Keiner steht mir bei – ich werde es nicht wissen.»

Nun liesse sich freilich mit Améry rechten, liesse sich einwenden, dass das, was er seinen Kulturkonservatismus nennt, ihn die Dinge zu ein-

seitig sehen lässt, dass, beispielsweise, die zeitgenössische Literatur nicht so menschenleer ist, wie sie die aktuelle Theorie haben will, dass sich auch in neuen Büchern Figuren erkennen lassen, zwar weniger aus Beschreibungen, eher aus Vermutungen und Fragen, Menschen, mit denen sich leben lässt, und darunter auch solche, deren Position der seinen zum mindesten nicht unähnlich ist – wie etwa die grossartige Gesine Cresspal in Johnsons «Jahrestagen». Auf freundschaftliche, bewundernde Weise hat neulich Wolfgang Haedecke in der «Neuen Rundschau» mit Améry gerechnet, mit seiner Tendenz der Selbstzerstörung, seiner tiefen Resignation. Er schreibt:

«Ich widerspreche, weil Améry nicht zu sehen scheint, wie sehr er, und zwar als ein ganz eigener, nicht nur aus versteinerten Denkstrukturen Redender, gebraucht wird, dass es jene anderen, nach deren Gelebtem er sich sehnt, wirklich gibt und dass er für sie in seinem schmalen Buch eine Überfülle an Erkenntnis, Hilfe gespeichert hat.»

Das enthält, in Form des Widerspruchs, zugleich das grösste Lob – und dem ist nichts beizufügen. Aber Améry hat seinen schriftstellerischen Rang immer zu gering eingeschätzt. «Platz für sein kleines Wort hatte diese kleine Erde während vieler Jahre», schreibt er einmal, auf seine journalistischen Anfänge in Belgien zurückblickend. Und das dürfte nicht gespielte Bescheidenheit sein. Denn Améry überschätzt, durch Neigung und frühe Schulung, den Wert derer, die neue philosophische Systeme oder doch Ideen, die Schule machen konnten, gebracht haben, und sein Zwang, sich selbst in Frage zu stellen, lässt ihn den Wert dessen gering achten, was er leistet, und nicht leicht würde er zugeben, dass gerade in einer Haltung wie der seinen – in der Position zwischen den Systemen – Kräfte wirksam sind, welche die Zeit nötig hat; dass er, der von sich sagt, es gebe ihn nicht, seine Zeit vielleicht ebenso repräsentiert wie die lautereren, weil sich selber nicht bezweifelnden Wortführer.

In Widersprüchen leben

Dass trotz des bitteren und abschliessenden «Mich gibt es nicht» Améry nicht aufhört, in den Tag zu sprechen, beweist sein jüngstes Buch *Widersprüche*⁴. Es unterscheidet sich insofern von den früheren Büchern, als es nicht selbstbiographischen Ursprungs ist, sondern eine Sammlung von zwischen 1967–1971 publizierten politisch-kulturellen Artikeln.

Den literarischen Rang der «Wanderjahre» dürfte es kaum erreichen (es erhebt auch nicht den Anspruch); trotzdem ist es wichtig, dass es da ist. Nicht nur, weil der sachbezogene Leser mit grossem Gewinn die wohl für

den Tag geschriebenen, aber nicht einfach aus dem Tag heraus gedachten Aufsätze über Utopie, Ideologie, die neue Linke, Atheismus und Christentum, den «Jargon der Dialektik» u. a. zu Rate ziehen wird, sondern vor allem, weil es Gelegenheit gibt, den Publizisten Améry mit dem Schriftsteller zusammen zu sehen: beide führen sie zwar dieselbe Feder, zeigen aber verschiedene Seiten seines Wesens.

Für den Tag schreibt der Publizist, dem Tag muss er seine Aufmerksamkeit schenken. Das ist für Améry nicht einfach selbstverständlich. Denn die Zeit – in jedem Sinn genommen – hat für ihn immer bedrohliche Aspekte. Als historischer Augenblick hat sie ihn körperlich bedroht, geistig angefochten, nur einmal, nach Kriegsende, auf den Höhepunkten des französischen Existenzialismus, war er mit ihr in Einklang. Dass sie Vergessen bringe, «Wunden heilen könne», wie man so tröstend sagt, hat er aus der Erfahrung des Betroffenen aufs entschiedenste dementiert: ihr Verfließen ist keine Hilfe, stellt vielmehr eine Bedrohung dar. Den raschen Wechsel geltender Namen und geistiger Moden hat er mit Ironie, aber auch mit Schrecken miterlebt und aufgezeichnet und sich geweigert, im Verlauf der Ereignisse zwingende historische Notwendigkeit zu sehen, der Geschichte gewissermassen einen immanenten Sinn zu geben.

Dass er gelegentlich die Versuchung verspürte, sich in die Ruhe des Überzeitlichen und der ruhigen Betrachtung zurückzuziehen, ist fast mit Sicherheit zu vermuten: dass er die Verlockung von sich gewiesen, beweist, unter anderem, diese Sammlung. Grundsätzlich mit der Frage auseinandergesetzt hat er sich im Vorwort, das zugleich ein selbständiger Aufsatz über den «Terror der Aktualität» ist und in dem er erklärt, warum er seine Aufsätze nicht nach seinem jetzigen, besseren Wissen überarbeitet habe. In diesem Zusammenhang hat er, zugleich verallgemeinernd, seine Position in der Zeit unmissverständlich formuliert:

«Wer Überzeitlichkeit zu gewinnen hofft, handelt nur Ausserzeitlichkeit ein, ja verzichtet auf Zeit überhaupt – und mit ihr auf seine Existenz.»

Das ist ein unüberhörbares Bekenntnis zum wenngleich fragwürdigen Tag. Es erklärt auch den eigenartigen Unterschied zwischen dem Publizisten und dem Schriftsteller Améry. Von der tiefen Resignation, welche die «Wanderjahre» bestimmt, ist in den «Widersprüchen» nichts zu merken, nichts von der Tendenz des Zerfaserns, ja der Selbstzerstörung. Die Vielzahl der möglichen Fragen ist hier eingeschränkt durch die von aussen gestellten, von aussen drängenden Fragen. Neben die erbarmungslose Ehrlichkeit des Analysierenden tritt die Tapferkeit und Klarheit des Mannes, der sich in der Zeit verantwortlich fühlt. Auch dies Nebeneinander gehört zu den Widersprüchen, die Amérys Wesen bestimmen.

Nicht dass Zweifel und Frage in diesem letzten Buch zugunsten einer forcierten, gespielten Sicherheit verschwiegen wären! Ja, im 1971 geschriebenen Aufsatz «Von den Grenzen der liberalen Toleranz» fordert er geradezu den Verzicht auf einen sicheren, ein für allemal gewonnenen Stand. Er entwirft das Bild eines – zukünftigen – «radikalen Liberalen», dem er zutraut, dass er das Erbe der «alternden Junglinken» antreten könne. Dabei löst er den Liberalismus völlig aus seiner ökonomischen Verflechtung, lässt ihn aus einer traditionsbeschwerten, sicheren Position zu einer Haltung der Offenheit und der immer neu zu fällenden Entscheidungen werden. Auf Sartre zurückgehend wie so oft, definiert Améry den radikalen Liberalen als den «zur Freiheit verurteilten politischen Menschen»⁴.

«Er ist in seiner hier beschriebenen Situation das strikte Gegenteil dessen, was man ihm nachsagt. Er ist nicht gemässigt, nicht gesichert, nicht beruhigt.»

Auch hier also eine Position der Unsicherheit und Unruhe – aber nicht in ihrer Schwere gezeigt, sondern zur Forderung erhoben: der Resignation des Rückblickenden und Bedenkenden, wie sie die «Unmeisterlichen Wanderjahre» zeigen, tritt hier der Mut dessen entgegen, der sich – immer noch – verpflichtet fühlt, «dans le coup» zu sein.

¹ Jean Améry, *Jenseits von Schuld und Sühne, Bewältigungsversuche eines Überwältigten*, Szczesny-Verlag, München 1966.
– ² *Über das Altern, Revolte und Resi-*

gnation, Klett-Verlag, Stuttgart 1969. –
³ *Unmeisterliche Wanderjahre*, Klett-Verlag, Stuttgart 1971. – ⁴ *Widersprüche*, Klett-Verlag, Stuttgart 1971.

ROLF URS RINGGER

Musikkritik – heute

Fakten und Funktionen der Musikkritik

Allzu breitgewalzt ist die Phrase, wonach Musikkritiker nur werde, wer es als Musiker zu nichts gebracht habe und als Merker an seinen erfolgreicherer Kollegen nun zu rächen suche, was ihm vom Schicksal vorenthalten worden sei. So gilt Musikkritik – im Gegensatz zu Literatur- oder